

## Liebe

*love / amor / amour*

→ **Beziehung/Beziehungsethik; Caritas/Diakonie; Ehe; Ethik; Frau/Mann; Heil; Homosexualität; Lebensgemeinschaft, nichteheliche; Menschenrechte; Menschenwürde/Personwürde; Person; Pornographie; Prinzipien; Prostitution; Religionen und Bioethik; Seelsorge; Sexualerziehung; Sexualethik; Sexualität; Sozialethik; Trauer; Tugendethik**

### 1. Begriff und Phänomen

Liebe bezeichnet eine durch Nähe, Engagement ihrer Subjekte und tendenzielle Unbegrenztheit ausgezeichnete Beziehungsqualität. Im Unterschied zu bloß spontanen Formen des Angezogenwerdens durch Personen, Tiere, Pflanzen, Tätigkeiten oder Dinge, für die ebenfalls oft das Wort Liebe verwendet wird, handelt es sich bei Liebe im qualifizierten Sinn um ein Verhältnis zum anderen, das Erkennen, Anerkennen und Bejahung dieser bestimmten Person beinhaltet und dabei Selbstbesitz und Ichbezogenheit relativiert. Umfang und Dichte der Begegnung einerseits und das Maß der Bereitschaft, sich selbst darin zu relativieren, andererseits konstituieren den Spielraum, in dem Liebe nicht nur für Erfahrungen des gefühlsmäßigen Überwältigtwerdens (von der Sympathie über die Verzauberung des Verliebtseins bis zur leidenschaftlichen Abhängigkeit) steht, sondern auch für eine grundlegende sittliche Forderung an das Miteinander. Insofern jede Kommunikation unter Menschen an das Medium der Leiblichkeit gebunden ist und sich nur unter Zuhilfenahme leiblicher Vollzüge wie Blicke, gesprochenen Worte, Handlungen, Symbole oder Einstellungen erschließt, kann sich Liebe als Erfahrung wie auch als sittliche Forderung auf die verschiedensten Arten von Interaktion und Beziehungskonstellation erstrecken, die zwischen Menschen bestehen, also sowohl auf das Verhältnis Eltern-Kinder als auch auf die Freundschaft wie auch auf die Geschlechtsgemeinschaft unter Partnern mit ihren spezifischen Ausdrucks- und Mitteilungsformen. Dies macht »Liebe« zu einem äußerst vieldeutigen, begrifflich kaum konzis zu fassenden Wort. Die Bibel dehnt den Geltungsbereich von Liebe in einem langwierigen Interpretationsprozess auch auf das Verhältnis der Nächstenschaft aus, das sie als nicht entscheidend durch Verwandtschaft, Nachbarschaft, gleiche Volkszugehörigkeit und gemeinsame Religion, sondern durch Bedürftigkeit und Gelegenheit konstituiert sieht. Von daher erhält Liebe stark die Bedeutung, »bereit zu sein, zu helfen, für andere zu sorgen und mit ihnen zu teilen«. Außerdem deutet sie auch das Verhältnis zwischen Menschen und Gott als Liebe in Analogie zur elterlichen bzw. kindlichen und zur ehelichen Liebe.

Das allen gefühlsmäßig erlebten Formen von Liebe eigene Drängen auf Einssein bricht sich an der Hartnäckigkeit der Erfahrung, dass auch engste Zusammengehörigkeit in einer Beziehung und intensivste Vereinigung die Trennung verschiedener Subjekte ebensowenig aufheben können, wie ihre Zeitlichkeit. Von daher kann Liebe dem Scheitern nur dann entgegen, wenn von ihr nicht eine Verschmelzung erwartet wird, sondern eine Einheit der Verschiedenen, eine Überwindung des Trennenden durch Bejahen des Andersartigen, mit anderen Worten wenn sie als Beziehung zueinander willentlich gestaltet wird. Diese Chance und Aufgabe richtet sich einerseits gegen die andauernde Gefahr, dass die Verschiedenheit in Fühlen, Intelligenz, kommunikativer Kompetenz, in der physischen und psychischen Vitalität durch gesteigerte Schutzlosigkeit im Gefolge vergrößerter Nähe sowie durch die Auswirkung von Gewohnheiten und Rollen der Umgebung zur Beherrschung, Abhängigkeit und Unterdrückung des geliebten anderen benutzt oder gar verfestigt wird. Zum anderen muss die liebende Zuwendung gegen die Unbeständigkeit der spontanen Gefühle und gegen die andauernde Veränderung des Beziehungskontexts im Weiterschreiten der Zeit erst kontinuierlich gemacht werden (von den betroffenen Subjekten als Treue, von Kultur, Gesellschaft und Recht als Angebot und Schutz des institutionellen Rahmens Ehe). Mit dieser doppelten Dialektik von Macht und Zeit ist eine Vielzahl von Möglichkeiten der Verletzung anderer und seelischer Verstrickungen verbunden. Infolgedessen ist Liebe nicht eine Modifikation des Besitzens, sondern ein andauernder Prozess des aktiven Verhaltens und lernenden Eingehens auf einen anderen.

## 2. Liebe als ethischer Grundanspruch

Die theoretische Entfaltung der Liebe in westlichen Kulturen wurde besonders stark durch das christliche Liebes-Denken geprägt. In Fortführung der Aufforderung zur Liebe vor allem in den Schriften des Neuen Testaments, die jeden konkreten anderen, auch noch den Feind, einschließen soll, mehr noch in Aufnahme der Zusammenfassung der sittlichen Weisungen im Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe durch Jesus (Mk 12,28–34 und Parallelen) und zugleich herausgefordert durch die Bestimmung des Wesens der Liebe als begehrendes Verlangen nach dem Guten bzw. Schönen (das allerdings mehrere, jeweils über sich hinausweisende qualitative Abstufungen kennt) in der griechischen Philosophie (*eros*) hat die Ethik des Christentums schon früh der Liebe einen herausragenden Platz in der mahnenden Verkündigung (Paränese) und denkerischer Durchdringung des Glaubens eingeräumt. Theologisch eröffnete sich dadurch die Möglichkeit, die Forderung nach helfender Zuwendung des Menschen zum Mitmenschen in den

vielfältigen Situationen von Not, Gebrechlichkeit und Entzweiung auf dem Grund und nach dem Vorbild des vorausgehenden Handelns Gottes am Menschen in Geschichte, Schöpfung und Erlösung zu entfalten. Systematisch bedeutete die Konzentrierung des Gotteswillens auf das Doppelgebot einerseits eine Zusammenfassung, andererseits und darüber hinaus auch eine Thematisierung des gesamten Ethos unter dem Liebesgebot mit der Notwendigkeit, die bestehenden und auch alle erst noch zu findenden Einzelforderungen mit dieser Mitte abzustimmen. In der weiteren Geschichte der Ethik wurden hierzu sehr unterschiedliche Wege vorgeschlagen. Von besonderer Bedeutung wurde derjenige von Augustinus (354–430), der die Liebe als Basis- und Auffangprinzip verstanden wissen wollte, für das der Dekalog in seinen beiden Tafeln eine erste operationale Ausgestaltung darstellt, sowie der von Thomas von Aquin (1224/25–1274), der in der Liebe die Wurzel und Form aller Tugenden sah. Im 20. Jahrhundert versuchten ethische Reformkonzepte (Situationsethik, dialogische Philosophie, Existenzphilosophie, Wertethik) Liebe gegenüber einer in uferlose Kasuistik abgleitenden und tendenziell positivistischen Ethik als materiales Prinzip wiederzugewinnen. Gemeinsam ist allen drei Versuchen, Liebe nicht gleichrangig neben andere materiale Imperative zu stellen, sondern ihr einen übergeordneten Rang zuzuweisen, der freilich das Feld der (personalen) Sittlichkeit nur strukturiert und ohne weitere Inhalte in der Innerlichkeit verbleibt.

## 3. Die Mehrgestaltigkeit von Liebe

Die Vielfalt des Phänomens Liebe hat in der Denkgeschichte vor allem im Zusammenhang der ethischen Reflexionen über Sexualität und der mit ihr verbundenen Lebensformen, insbesondere der Ehe, die seit dem Neuen Testament der Forderung der Liebe unterstellt werden und die gleichwohl nicht nur rückhaltlose Liebe ermöglichen, sondern gleichzeitig von leidenschaftlichem Begehren und Streben nach Erfüllung leiblicher und sozialer Bedürftigkeit bestimmt bleiben, die Frage aufkommen lassen, ob es sich um eigenständige Arten von Liebe handele oder »bloß« um verschiedene Ausprägungen desselben Strebens. Die Klärung dieser Frage war von paradigmatischer Bedeutung, weil sie unmittelbar in das Verhältnis von Geistig-Personalem und Leiblichem involviert ist. Sie gestaltete sich um so schwieriger, als die wahrnehmbare Vielfalt von Beziehungsqualitäten zusätzlich überlagert wurde von der Diversität der Begriffe in der biblisch-alttestamentlichen Tradition, in der griechischen Philosophie und im frühen Christentum, die alle mit »Liebe« übersetzt werden können, einschließlich der durch jeden der entsprechenden Termini chiffrierten anthropologischen Konzeptionen. Vor allem die griechischen Begriffe *eros* (latei-

nisch *amor*) und *agape* (lateinisch *caritas*) und die Bestimmung ihres Verhältnisses zueinander werden historisch zu Kristallisationspunkten des Bemühens, das Phänomen Liebe systematisch zu erfassen und ihr eigentliches Wesen zu ergründen. Von der Patristik über die mittelalterliche Theologie bis heute schwankt diese Verhältnisbestimmung zwischen striktem Gegensatz und dem Versuch, wenigstens partiell Gemeinsamkeiten aufzuweisen. Historisch von nachhaltiger Wirkung war besonders die Sicht Augustins, für den die erotische Liebe Ausdruck der prekären Situation des Menschen nach dem Sündenfall bleibt und in Konkurrenz zur Liebe zu Gott steht (*amor carnis* versus *amor spiritualis* bzw. *cupiditas* versus *caritas*). Der umgekehrte Gedanke, erotische und religiöse Liebe harmonisch miteinander zu verbinden, findet sich in der dichterischen Behandlung des Ideals der höfischen Liebe (Minne).

Die Plausibilität dialektischer wie monistischer Lösungen verdankt sich letztendlich anthropologischen Konzeptionen, die den Menschen als aus mehreren, wertmäßig ungleichen Teilen zusammengesetzt verstanden. Im Gegenzug wurden mit dem Bemühen um ein ganzheitlicheres Menschenbild in der Moderne (innerhalb der Philosophie unter anderem durch Bataille, Sartre und Lévinas, in der Theologie durch Warnach, Pieper u. a.) mehrgliedrige Schemata entwickelt, die von der Einheit der Liebe ausgehen, aber verschiedene Gestalten der einen Liebe unterscheiden, die sich dann auch in verschiedenen Arten des Liebestrebens manifestierten: So steht etwa *Sexus* für die triebhaft-sinnlich bestimmte Liebe, die im anderen vor allem den Repräsentanten des Geschlechts sieht und das sexuelle Handeln von der übrigen Existenz abgrenzt, *Eros* für die über das Geschlechtliche hinausgehende seelisch-gefühlsmäßig bestimmte Liebe, die im anderen nicht so sehr die Befriedigung des momentanen Begehrens als die Ergänzung und Beglückung angesichts eigener Bedürftigkeit und Begrenztheit sucht, und schließlich *Agape*, für die nicht leidenschaftliches Begehren des Partners, sondern die Bejahung des anderen als solchem charakteristisch ist. In der Literatur findet sich auch die modifizierte Version, dass *Sexus* lediglich als Unterform des körperlich-sinnlichen Begehrens (*Eros*) des als Objekt gewählten Gegenübers begriffen und zwischen *Eros* und *Agape* die aristotelische *Philia* als eigene Form der fürsorgenden und wohlwollenden, auf Sympathie gegründeten Freundschaftslove vorgestellt wird (etwa Lotz 1979).

Entscheidend bei diesen mehrgliedrigen Schemata ist, dass keine der Erscheinungsformen von Liebe auf den Bereich der Leiblichkeit (bzw. der Geschlechtlichkeit als deren Verdichtung), des Gefühls oder der geistigen Einstellung allein beschränkt gedacht wird, sondern als einander – wohl in unterschiedlicher Intensität – durchdringend. Weil der Mensch nur in Leiblichkeit existiert, andererseits sein Leib schon immer von dem

her bestimmt wird, was Menschsein hinsichtlich des Handelns auszeichnet (Gestaltung des eigenen Verhaltens, Offenheit für individuelle Sinngebung, Abstimmung mit dem subjektiven Erleben der von einer Handlung Betroffenen) konkretisiert sich Liebe im Tun und Lassen auf den verschiedensten Feldern der unmittelbaren wie auch der symbolisch vermittelten Interaktion. Die sich hieraus ergebende, von der Ethik zu explizierende Aufgabe besteht in der Wahrung bzw. Durchsetzung der psychophysischen Ganzheitlichkeit aller Beteiligten in jeder der verschiedenen Gestalten von Liebe. In Richtung der stärker auf Bedürfniserfüllung gerichteten Formen verlangt dies Personalisierung, d. h. eine Gestaltung von Sexualität und Erotik, die den Partner nicht nur als leibliches Objekt des Begehrens behandelt, sondern auch als empfindungsfähiges, verletzbares und zu intentionalem Handeln fähiges Subjekt. Hinsichtlich der auf Sympathie und Hilfsbedürftigkeit beruhenden Beziehungen erfordert es die Vermeidung von Abspaltungen der Leiblichkeit bzw. deren Ausblendung.

#### 4. Selbstpreisgabe und Selbstliebe

Die stärksten Einwände gegen die systematische Erfassung des Phänomens Liebe ergeben sich aus der inneren Dialektik von Nehmen und Geben, Sichbemächtigen und Bereitschaft zu Selbstaufgabe, von altem Verlangen und alles einsetzendem Wohlwollen, wie sie bei der erotischen Liebe besonders ausgeprägt beobachtet werden kann. Von hier aus legt sich der Schluss nahe, wahre Liebe verlange seitens ihres Subjekts die Negation des Ich. Dem scheint die Gleichsetzung von Liebe mit Selbstlosigkeit im Gefolge einer langen christlichen Tradition zu korrespondieren. Sie war allerdings auch in dieser Tradition nie unbestritten, wie die Konkurrenz zwischen ekstatischer und physischer Liebesauffassung in der Scholastik und der Streit um den *amour pur* zwischen Fénelon und Bossuet im 17./18. Jahrhundert zeigen.

Die neuzeitliche Religionskritik, vor allem die von Nietzsche, hat auf die Möglichkeit verwiesen, dass der Idealisierung der Selbstlosigkeit durchaus fehlende Stärke bzw. verdeckte Missgunst zugrunde liegen könne. Freud sah im christlichen Liebesideal eine Überforderung, weil die Entwicklung der Liebe als Gefühl von der Voraussetzung abhängt, dass im anderen allererst Wertvolles für sich selbst entdeckt werden könne. Freilich war schon der Tradition zu beachtlichen Teilen bewusst, dass die binäre Alternative Selbstlosigkeit oder Egoismus die erkenntnislogischen, entwicklungsmaßigsten und psychologischen Sachverhalte des Liebestrebens verkürzt. Thomas von Aquin spricht dem Menschen im Anschluss an Aristoteles einen in der Natur liegenden Drang nach Selbsterhalt und Glück zu und erkennt in der solcherart natürlichen Liebe zu sich selbst Ursache und Vor-

aussetzung der Liebe sowohl zum Nächsten als auch zu Gott. Infolgedessen scheint Nächsten- und sogar Gottesliebe nur noch uneigentlich als Selbstlosigkeit interpretierbar; wohl aber muss zwischen einer notwendigen und legitimen sowie einer ungeordneten Selbstliebe, die das Ich vor allem anderen liebt, unterschieden werden. Infolgedessen ist die Überschreitung des Selbst für Liebe durchaus konstitutiv, doch ist Selbstaufgabe nicht der Typus, sondern der äußerste Grenzfall der Zuwendung zum anderen (Hingabe).

Zu einem strukturell ähnlichen Ergebnis gelangt aufgrund psychoanalytischer Erwägungen Erich Fromm, wenn er Liebe generell als Verwirklichung und Konzentration der eigenen Liebesfähigkeit verstanden wissen will und die Bejahung des eigenen Lebens sowie inneren Reichtum als Voraussetzungen der Weitergabe an eine andere Person aufzuzeigen versucht; entsprechend stellt sich Selbstsucht in dieser Sicht als Kompensationsversuch für einen Mangel an Liebe für sich selbst, Leere und grundlegende Unzufriedenheit mit sich selbst dar. Während Selbstliebe zu akzeptieren und zu fördern sei, gelte es, Selbstsucht zu verhindern.

Wie zahlreiche psychoanalytische Arbeiten gezeigt haben, liegt in der Verkenntung des Sachverhalts, dass man ohne die Entwicklung des eigenen Selbst und ohne Bemühung um die Integrität der eigenen Person nicht in der Lage ist, sich anderen in Liebe zuzuwenden, ein wichtiger Grund für spezifische Formen des Selbstverlusts (Neurosen, Psychosen). Entwicklung des Selbst und Integrität der eigenen Person sind freilich nicht nur Ergebnisse der Selbstdisziplin, sondern setzen ihrerseits die grundlegende Erfahrung voraus, selbst geliebt zu sein.

### 5. Gesellschaftliche Relevanz

In der theologischen und philosophischen Tradition wurde Liebe als zentralste Forderung ausschließlich als eine alle Bereiche menschlichen Handelns betreffende Tugend geltend gemacht, die wiederum allen weiteren Tugenden ihre Ausrichtung und Grundlage geben sollte. Auf diese Weise hat die Liebesforderung nicht nur das persönliche Handeln unzähliger Menschen geprägt, sondern indirekt auch zur Verbesserung der Beziehungen *in* den Strukturen und Institutionen beigetragen. Die entsprechenden Strukturen und Institutionen selbst wurden allerdings lange Zeit so gut wie nicht problematisiert. Unter den Bedingungen des modernen Wissens, dass es sich auch hierbei um Artefakte handelt, verlangt das Gebot der Liebe heute auch, nach den sozialen, strukturellen und institutionellen Bedingungen des guten und gerechten Zusammenlebens zu fragen. Dabei gilt es sowohl dem Missverständnis entgegenzutreten, Liebe werde in dem Maß überflüssig, wie Gerechtigkeit geschaffen werde, als auch der Erwartung, Beziehungen der Liebe

könnten all das abfedern und kompensieren, was in den größeren sozialen Einheiten und Strukturen defizitär ist. Im Gegenteil gilt es in Auseinandersetzung mit reduktionistischen Anthropologien dafür einzutreten, dass die öffentlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Bedingungen so beschaffen sind, dass Beziehungen der Liebe auch im Kontext der Dynamik moderner Gesellschaftsentwicklung und internationaler Verflechtung überhaupt möglich sind, gefördert und auch gesichert werden.

### 6. Bedeutung der Liebe für Interaktionen im biotechnischen Bereich

Biotechnisches Handeln hat in zweifacher Weise intensiv mit Interaktionen zwischen menschlichen Subjekten zu tun: zum einen insofern es zu einem erheblichen Teil im Dienst menschlicher Beziehungen steht (vor allem Paar- und Familienbeziehungen) und gerade von hierher seine gesellschaftliche Legitimation bezieht. Bestehen solche Beziehungen nicht oder befinden sie sich in einem offensichtlich schlechten Zustand, sind biotechnische Interventionen von vornherein problematisch, teilweise sogar unverantwortlich (z. B. Insemination, In-vitro-Fertilisation). Zum anderen erfolgen biotechnische Maßnahmen selbst zum größten Teil im Rahmen und im Modus von Interaktionen. Diese sind weitestgehend rollenspezifisch geprägt: durch die Patienten/Klienten, die als Laien die Dienstleistung erbitten, und durch die biotechnischen Akteure (Ärzte, medizinisches Personal, Biochemiker, Therapeuten u. a.), deren Handeln bis in die kleinsten Schritte professionell reguliert ist. Eine wesentliche Eigenheit dieser Beziehungen liegt in ihrem bloß vorübergehenden Charakter.

Wie die Forderung der Liebe seit biblischer Zeit die individuelle Besonderheit, die innere Gesinnung, die besondere Bedürftigkeit und die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen der Einzelnen und ihrer Beziehungen gegen die bloße Reziprozität von Nehmen und Geben und gegen die Strenge der sozialen Ordnung zur Geltung gebracht hat, hat sie heute im Bereich des biotechnischen Handelns Bedeutung als Ergänzung des professionellen Rollenhandelns und als Korrektiv für funktionale Systemzwänge. Darüber hinaus fordert sie Verantwortung auch für jene Zone der Interaktionen ein, die die professionell indizierten Interaktionen begleiten und in denen sich Sympathie, Bindung, Macht, Projektion, Hörigkeit, Hass usw. zu destruktiven Kräften entwickeln können.

Liebe als Grundorientierung sowohl für die verbal wie für die nonverbal verlaufenden Interaktionen zwischen biotechnischen Akteuren und jenen Personen, die ihre Assistenz in Anspruch nehmen oder benötigen, kennt mehrere typische Ausprägungen. Zu diesen gehören insbesondere: der Vorrang des Helfens vor allen anderen Motiven (wie Auslastung von Kapa-

zitäten, Reiz des Probierens, Erfolg, Verdienst etc.); das Interesse am Wohl des Patienten/Klienten und die Achtung vor ihm als Subjekt (das bedeutet Verzicht auf manifeste und subtile Fremdbestimmung; Klienten dürfen weder zu einem Fall noch zum bloßen Objekt eines rein sachhaften Ablaufs gemacht werden); das Im-Auge-Behalten des ganzen Menschen (spezifische Hilfsbedürftigkeit impliziert die Gefahr, den Patienten/Klienten ausschließlich unter der Perspektive dieses »Defekts« wahrzunehmen); die Wahrung der Diskretion und das Nicht-Ausnutzen von Intimität; die Begleitung des Patienten/Klienten in jenen Situationen, in denen biotechnische Interventionen nicht zum erhofften Erfolg geführt haben (Sterben, bleibende Behinderung, nicht behebbarer Unfruchtbarkeit, ungünstige Diagnose und anderes).

**Literatur** Beck, U.; Beck-Gernsheim, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/Main.– Beirer, G. (1988): Selbst werden in der Liebe. Eine Begründung christlicher Ethik im interdisziplinären Dialog, St. Ottilien.– Böckle, F. (1981): Geschlechterbeziehung und Liebesfähigkeit, in: Böckle, F. u. a. (Hrsg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Band 6, Freiburg/Breisgau, 109–153.– Bumke, J. (1986): Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, München, besonders 503–582.– De Rougemont, D. (1987): Die Liebe und das Abendland, Zürich (Erstveröffentlichung: *L'amour et l'occident*, Paris 1939).– Dinzelbacher, P. (1991): Liebe, in: Lexikon des Mittelalters, Band 5, München – Zürich, 1963–1968.– Dux, G. (1994): Geschlecht und Gesellschaft. Warum wir lieben, Frankfurt/Main.– Finkielkraut, A. (1987): Die Weisheit der Liebe, München (Erstveröffentlichung: *La sagesse de l'amour*, Paris 1984).– Fischer, H. (Hrsg.) (1975): Prinzip Liebe: Perspektiven der Theologie, Freiburg/Breisgau.– Fletcher, J. (1966): Situation ethics: the new morality, London.– Fromm, E. (1980): Die Kunst des Liebens, Stuttgart, 4. Auflage.– Gebhardt, G.; Seiff, P. (Hrsg.) (1982): Was heißt Liebe? Zur Tradition eines Begriffes, Frankfurt/Main.– Giddens, A. (1993): Wandel der Intimität: Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt/Main.– Haubrichs, W. (Hrsg.) (1990): Konzepte der Liebe im Mittelalter, Göttingen.– Heinen, W. (1954): Fehlformen des Liebesstrebens in moralpsychologischer Deutung und moraltheologischer Würdigung, Freiburg/Breisgau.– Heinz, H. (1988): Liebe, in: Staatslexikon, Band 3, Freiburg – Basel – Wien, 7. Auflage, 921–923.– Honneth, A. (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Kon-

flikt, Frankfurt/Main.– Kuhn, H.; Schöpf, A. (1980): Liebe, in: Ritter, J. u. a. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 5, Basel, 290–328.– Kuhn, H. (1975): »Liebe«. Geschichte eines Begriffs, München.– Lévinas, E. (1984): Die Zeit und der Andere, Hamburg (Erstveröffentlichung: *Le temps et l'autre*, Montpellier 1979).– Løgstrop, K. E. (1982): Solidarität und Liebe, in: Böckle, F. u. a. (Hrsg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Band 16, Freiburg/Breisgau, 97–128.– Lotz, J. B. (1979): Die Drei-Einheit der Liebe: Eros, Philia, Agäpe, Frankfurt/Main.– Luhmann, N. (1982): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt/Main.– Menninger, K. (1985): Liebe und Haß. Gedanken zur Zivilisation unserer Zeit, Stuttgart.– Nocke, F.-J. (1996): Liebe, Tod und Auferstehung. Über die Mitte des Glaubens, München, 4. Auflage.– Nygren, A. (1954): Eros und Agape. Gestaltwandlungen der christlichen Liebe, Göttingen, 2. Auflage.– Ortega y Gasset, J. (1952): Über die Liebe. Meditationen, Stuttgart (Erstveröffentlichung: *Estudios sobre el amor*, Buenos Aires 1939).– Pesch, O. H. (1991): Liebe, in: Eicher, P. (Hrsg.): Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Band 3, München, 220–239.– Pieper, J. (1972): Über die Liebe, München.– Rau, P. (1994): *Speculum amoris*. Zur Liebeskonzeption des deutschen Romans im 17. und 18. Jahrhundert, München.– Rahner, K. (1964): Über die Einheit von Nächsten- und Gottesliebe, in: Rahner, K.: Schriften zur Theologie, Band VI: Neuere Schriften, Zürich – Köln, 277–298.– Ringeling, H. (1991): Liebe, IX. Ethisch, in: Theologische Realenzyklopädie, Band 21, Berlin – New York, 177–187.– Rotter, H. (1970): Strukturen sittlichen Handelns. Liebe als Prinzip der Moral, Mainz.– Rotter, H. (1983): Grundgebot Liebe. Menschliche Begegnung als Grundansatz der Moral, Innsbruck – Wien.– Schenk, H. (1987): Freie Liebe – wilde Ehe: über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe, München.– Schockenhoff, E. (1987): Bonum hominis. Die anthropologischen und theologischen Grundlagen der Tugendethik des Thomas von Aquin, Mainz, besonders 353–572.– Sölle, D. (1985): Lieben und arbeiten. Eine Theologie der Schöpfung, Stuttgart.– Solov'ev, V. (1985): Der Sinn der Liebe, Hamburg (Erstveröffentlichung: *Smysl ljubvi* 1894).– Völk, R. (1956): Die Selbstliebe in der Heiligen Schrift und bei Thomas von Aquin, München.– von Hildebrand, D. (1971): Das Wesen der Liebe, Regensburg (Gesammelte Werke, Band 3).– Warnach, V. (1951): Agape. Die Liebe als Grundmotiv der neutestamentlichen Theologie, Düsseldorf.– Wyss, D. (1981): Lieben als Lernprozeß, Göttingen, 2. Auflage.

KONRAD HILPERT